

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Ihlenpuhl.

Von Paul Nothmann.

An der Straße von unserem Dorf nach der Stadt, gleich hinter den ersten Häusern, stehen zwei mächtige Pappeln. „De Haar un sin Knecht“ nennen die Bauern sie, und wirklich nehmen sich aus der Ferne die beiden Bäume auf dem hellen Hintergrunde des Himmels wie zwei riesige Menschengestalten aus, von denen die eine demütigen den Weisungen der anderen, größeren lauscht.

Zwischen den Pappeln und dem Dorf liegt ein kleiner kreisrunder Teich, der in meiner Jugend uns gehörte.

Die Straße macht einen großen Bogen, um an ihm vorbeizukommen. Früher, in den Wendenzeiten, soll ein Damm von Pferdeschädeln mitten durch das Wasser geführt haben. Doch obgleich wir Kinder oft genug mit Hacke und Spaten in dem schlammigen Boden wühlten, wir konnten keine Spur mehr von dem Damm entdecken.

Etwas anderes aber fanden wir, mein Bruder Jochem und ich, was uns im Anfang mehr erfreute, als alle Schädel der Welt es getan hätten; denn es brachte nicht bloß Ehre ein, sondern klingenden Gewinn.

Wenn wir nur ein Weilscher mit unseren nackten Beinen in dem frischen Wasser gestanden hätten, so kam es von allen Seiten herangeschossen, schwarz, in Schlangenwindungen, und saugte sich an der hellen Haut fest. Das waren Ihlen oder Bluteigel, wie der Apotheker in der Stadt sie nannte. Ihm verkauften wir die Tiere, drei Stück für einen Groschen, und eine Handvoll Zwiebelbonbons bekamen wir meist auch noch mit auf den Weg.

Aber als uns der Vater dann aus der Dorfschule nahm und zum Pastor in den lateinischen Unterricht schickte, schien es zuerst, als müßten wir unserm ehrsamem Gewerbe, dem wir einen erklecklichen Wohlstand verdankten, für immer entsagen. Beim alten „Röster Mäster“ hatten wir häusliche Schularbeiten nicht gelannt. Und da man uns in der Wirkschaft nicht brauchte, gehörten die Nachmittage nur uns und den Ihlen. Beim Pastor aber mußten wir gerade außerhalb der Unterrichtsstunden das meiste lernen, die fünf Deklinationen, die vier Konjugationen, die scheußlichen unregelmäßigen Verben und was man sonst noch braucht, um den Cornelius Nepos zu verdeutschen. Bei dem Versuch, dem Ihlenfang und der Wissenschaft gleichzeitig zu dienen, indem wir die Grammatik mit in das Wasser nahmen, kam beides zu kurz. Die Hand, die das Buch hielt, erschlaffte bald und sank hinab, Schulter und Rücken schmerzten.

Da hatte Nothem einen vortrefflichen Einfall: Wir wollten uns ein Floß bauen. Im Winkel einer unserer Scheunen lagen noch vom letzten Erntefeste her zwei leere Fässer, die rollten wir eines Abends an den Teich. Ein paar Bretter wurden draufgenagelt, und das Floß war fertig. Wir schoben es auf das Wasser, ließen uns mit den Rücken gegeneinander vorsichtig jeder an einem Ende nieder und ruderten mit den Beinen ein Stückchen in den Teich. Das Floß trug und ließ sich leicht lenken. Freudig kehrten wir an das Land zurück, und bis in den Traum hinein beschäftigte uns unser Fahrzeug.

Raum hatten wir am anderen Tage unser Mittagessen verschlungen, so eilten wir auch schon hinunter zu unserm Floß, und ein paar Minuten später ruderten wir mit langsamen Beinbewegungen wieder teichwärts. Vor uns auf den Rufen lag die Grammatik, zwischen uns aber stand, fest verdeckt, die Kanne für die Ihlen. Als wir nach ein paar Stunden an das Ufer zurücklenkten, hatten wir einen Fang getan wie nie zuvor, und unser lateinisches Pensum beherrschten wir doch wenigstens einigermaßen.

Von da an wurde uns unser Floß immer lieber, und wir konnten es nicht genug rühmen. Bis dann der Tag kam, der uns den Ihlenpuhl und alles, was auf und in ihm schwamm, für immer verleidete.

Einmal im Hochsommer in den großen Ferien kam die Schwester meines Vaters mit ihrem kleinen Mädchen aus Bremen auf Besuch

in unser Dorf. Wir Kinder konnten uns zuerst nicht recht zueinander finden. Lisbeth war aus einer Großstadt, in der es Neger und Chinesen gab. Sie hatte das Meer gesehen und war sogar schon einmal seekrank geworden. Was konnten wir solchen Erlebnissen Gleichwertiges entgegenstellen? Aber schon nach einer Viertelstunde, als wir unseren Gast durch die Ställe und Scheunen führten, merkten wir, daß Lisbeth, obgleich sie so gebildet sprach, doch keine „Nap“ (Affe) war, denn fast ehrwürdig bewunderte sie die lange Reihe der bunten Kühe, und als sie der Großknecht auf den alten halbblinden Schimmel hob, juchzte sie laut auf vor Entzücken.

Da stieß mir Jochem plötzlich den Ellenbogen in die Seite und fragte das Mädchen ganz unvermittelt: „Kennst du Ihlen?“ Lisbeth schüttelte den Kopf: „Oder Bluteigel?“ sehte ich lauernd hinzu. „Rein, was ist das?“ Aber wir antworteten nicht, sondern nickten uns nur leuchtenden Auges zu. Dann riefen wir: „Komm mit!“ und jagten davon, hinunter zum Teiche. Kaum vermochte uns die Kleine zu folgen.

Bald standen wir alle drei leuchtend am Ufer vor unserm Floß. „Kann man drauf fahren?“ fragte das Mädchen und wippte es mit der Spitze ihres kleinen Fußes auf und nieder. An die Ihlen dachte sie nicht mehr. „Gewiß!“ antworteten wir, „aber sol“ und wir legten uns an unsere Plätze und fuhren davon.

„Laßt mich doch auch mal!“ rief Lisbeth in heller Begeisterung und streifte eilig Schuh und Strumpf vom Fuße. „Laßt mich doch auch mal!“

Wir steuerten zu ihr zurück und stiegen an das Land. Jochem fuhr, ehe er aus dem Wasser trat, mit der Hand geschwind an einem Bein herunter. Ich wußte, warum.

Dann losten wir Jungen, wer mit dem Mädchen fahren sollte. Jochem zog den längeren Halm und setzte sich mit dem Mädchen vorsichtig auf das Floß. Ich aber warf mich ans Ufer und sah zu, wie die beiden auf Kommando vom Ufer abfließen und langsam über die sonnenbeglänzte Fläche dahinglitten.

Bis zur Mitte des Teiches waren sie gekommen, da befahl Jochem: „Beine still!“ Ich achtete, die Hand über den Augen, genau auf das Mädchen, und auch mein Bruder hatte sich behutsam halb zu ihr herumgedreht. Wir wußten, jetzt würden die Ihlen kommen, schwarz, naß und kalt. Aber es kam noch etwas anderes, auch schwarz, naß und kalt, und das wußten wir nicht.

Mit einemmal sah ich, wie Lisbeth kreideweiß wurde. „Eine Schlange!“ kreischte sie auf und zog mit rascher Gewalt ihre Beine aus dem Wasser. Das Floß zu leicht für solche Erschütterung, überschlug sich und beide Kinder verschwanden in der aufspritzenden Flut.

Ich sprang auf, als hätte der Blitz neben mir in den Boden geschlagen. Mein Atem stockte, schwer wie Blei hingen mir die Arme vom Leibe. Da tauchte, dicht neben den Fässern, Jochems Kopf auf. „Halt dich am Floß fest!“ schrie ich ihm zu und atmete erleichtert auf, als ich sah, wie seine Finger das Holz packten. Doch plötzlich war es mir, als drängte sich alles Blut meines Körpers beim Herzen zusammen. „Lisbeth!“ Ich brüllte es über das Wasser hin, daß mir fast die Stimme brach. „Lisbeth!“ Ich rannte in den Teich, bis mir das laue Naß an den Mund spülte. Umsonst! Da mochte ich kehrt und jagte selbstenwärts, dahin, wo über einer Mauer von braunem Roggen helle Strohblüte und weiße Kopftücher in der Sonne blinkten. Mitten durch das Kornfeld ging mein Weg. Wie Stricke schlangen sich die Halme um meine Beine. Ich strauchelte bei jedem Schritt. „Lisbeth!“ dachte ich, raffte mich auf und hastete weiter. Fast wäre ich in die Senze des erschrodnen Vorschneiters hineingelaufen. Ein paar abgeriffene Worte, ein Ruf von ihm, dann kamen sie alle, die Knechte mit Stricken und Brettern vom Leiterwagen, die Mägde mit ihren Harken. Einer riß am Rahn die lange Wiepenstange aus der Erde, da ihm nichts anderes zu Händen war.

Aber als wir am Teiche standen, zeigte es sich, daß alle diese Wertzeuge nicht genügten. Zwar gelang es ohne Mühe, meinen Bruder, der noch immer am Floß hing, an das Land zu ziehen.

Aber bis in die Mitte des Teiches reichten Stangen und Harken nicht. Da warf der jüngste Knecht seine Kleider ab und drang schwimmend bis zur Stätte des Unglücks vor. Dort tauchte er ein paarmal unter, die Fläche erbebte heftig: jetzt — jetzt hebt sich ein blaßes Gesichtchen aus der dunklen Flut, prustend folgt der braune Kopf des Knechtes — Lisbeth ist gefunden.

Ich sah noch, wie die Mägde den kleinen Körper in Empfang nahmen und in das Ufergras legten. Um den Fuß rangte sich ein Stück der Schlingpflanze, die das Kind auf dem Grunde des Teiches festgehalten hatte, auf der einen Wange aber, dicht unter dem Auge, haftete ein dicker schwarzer Blutegel. Da fühlte ich, daß meine Kleider naß waren, meine Zähne klappernd zusammentrennen, und plötzlich sah und hörte ich nichts mehr. Erst zu Hause erwachte ich wieder unter dicken Federbetten.

Wovon soll ich noch erzählen? Von unserer Furcht vor dem Tode, in dessen rätselhaftes Angesicht wir damals zum erstenmal blickten? Vom Schmerz der Mutter? Von Lisbeths Beerdigung und von Bremen, das wir dabei zu sehen bekamen?

Aber alles das hat mit dem Ibsenpuhl nichts mehr zu tun. Nur noch sagen will ich, daß wir von da an keine Blutegel mehr singen; denn uns graute vor ihnen.

Die Freude am Wald.

Von R. Francé.

Wer hätte, namentlich wenn er einem Waldvolke angehört, das heftig deutsches Blut in sich hat, nicht die Sehnsucht, schon einmal in einem Walde gewesen zu sein? Und dennoch, Tausende in unserem Volke schließen jährlich die Augen für immer, Augen, die nie einen Wald gesehen haben. Wie die Freiheit wirklicher Natur, wie den tiefen Ernst, das männliche herbe Antlitz eines vollgewachsenen Baumes, die träumerische Lieblichkeit einer natürlichen Waldwiese voll Duft und Glanz; wie die überquellende Fülle, die Natur auch in unserem angeblich so fargem Himmelsstrich einfallen kann. Dafür wandern aber an jedem schönen Sonn- und Sonntagtag vom Frühling bis in den Spätherbst Scharen von dankbar und freudig gestimmten Menschen durch Forste, singen zumindest in ihrer Seele das Lied vom schönen Wald, „aufgebaut so hoch da droben“, und nehmen entzückt und phantasievoll vorlieb mit den sorglichen Resten von Naturschönheit, die der Begriff des zivilisierten Europas — und die wohlberechnete Forstrente noch gnädigst dulden.

Ein Forst ist kein Wald. Ein Forst ist bestenfalls ein Baumgarten, eine nach wissenschaftlich-bureaucratischen Prinzipien vorgenommene Auswahl, ein in Pflanzengrün übersehtes Polizeireglement dessen, was für die deutsche Seele an Naturbildern erlaubt sei. Im Forst spielt der „grüne Tisch“ eine größere Rolle als der grüne Wald. Da wird zunächst wohl erwogen, welche Baumarten die Erlaubnis zum Leben bekommen. Auf Grund von bodenchemischen Zeugnissen wird festgesetzt: hier wird die größte Rente von einem Buchenforst gewonnen werden oder aber das Geschäft setzt mit Fichten oder Kiefern besser zu machen. Die in den „Baumschulen“ herangezogenen jungen Fichten werden eines Tages im „neu aufzuforstenden“ Schlag, dessen Boden man von dem größten Unkraut sorglich gereinigt hat, ausgelegt, wohlgezählt und in Reihen, jedes in eine kleine Reihe. Jahrelang werden sie betreut, auf Krankheiten geprüft, die tränkenden erseht. Absichtlich werden sie, wenn auf „langschäftiges“ Holz hingearbeitet wird, dichter gesetzt als es ihre Natur verlangt.

Machen sich natürliche Begleiter als Unterholz breiter, als es die Rentabilitätstabelle erlaubt dann klagt der Förster über „Forstunkraut“. Und eine Garde alter Weiber erscheint eines Tages und hat den Uberschuß an Natur weg. Die jungen Nadelbäume entfalten Astkranz um Astkranz. Auch das ist mißliebig im Forste. Die Waldarbeiter „reinigen“ ihr daher. Bis über Manneshöhe werden die Äste weggehakt, denn Industrie und Baugewerbe können natürlich gewachsene Hölzer nicht brauchen.

Auch der natürliche Kreislauf zwischen Baum und Boden wird am grünen Tisch des Forstrats geregelt. In bestimmtem Ausmaß wird den Bauern der Umgebung Streunutzung gestattet. Das heißt: laubensfülliges Leben wird damit gestört. Heidelbeerensträucher und Brombeeren bekommen aber einen Erlaubnisschein, denn Beerennutzung steigert die Waldrente.

Sorgsam spähend durchwandert der Forstwart sein Revier. Da sind Borkenkäfer aufgetreten, dort eine Nadelkrankheit, hier kränkelnde Bäume im ständigen Grund, dort ist eine Windbruchstüde. Man muß lichten, nachpflanzen, dressieren, alle Unterschiede gleichmachen. Schnellen werden angelegt, Schnurgerade und mit Tafeln bestetzt, Forststraßen werden vorsorglich gebaut für die Holzabfuhr, Steige, die sich von selbst bilden, werden mit Verbottafeln besetzt, Baumschulen werden eingerichtet. Und allgemeine Warnungstafeln werden aufgestellt. Man darf nicht rauchen, nicht lärmern, auch nicht Beeren oder Pilze pflücken, denn das ist verpächet. Eines Morgens

erscheinen Waldarbeiter und Schmierer einen schwarzen Pechring um jeden Baum als Vorbeugungsmittel gegen die Nonne.

Und wenn dann die sechzig oder achtzig oder, wenn es hoch kommt, die hundert Jahre der vorgeschriebenen Umtriebszeit um sind, dann wird es laut im bis dahin ach so leblosen Wald. Auf Baumfriedhöfen rastet die Schar der Holzfüller; die Rinden werden den Leichen sorgfältig abgezogen, denn die erhält der Gerbstoffhändler; die Stämme werden zugehakt; zischend wird der Brandstempel ihnen aufgedrückt, das Altholz wird zu Haus geschichtet. Dann kommt die Auktion. Kreischend fahren Woche um Woche die schweren Holzwagen die Waldwege zuschanden. Schließlich wird die Blüßung gereinigt. Nacht, traurig, wie eine Wunde klagt der Boden zum Himmel. Und der alte Kreislauf der Entnaturalisierung, den das Wörtchen Forstrente in Betrieb setzt, hebt wieder an.

Die ganzen achtzig Jahre hindurch aber sind naturhungrige, naive arme Menschen gekommen, haben sich an dem vergewaltigten, mißhandelten Rest ihrer heimischen Natur gefreut, einiges Natues gesagt von freier Gotteswelt, und sie haben diesen Carcerplatz schon als erquickenden Gegenatz zu den steinernen Gefängnissen ihrer großen Städte empfunden. Und mit dem letzteren haben sie sogar Recht gehabt.

Wie traurig und arm aber steht er da, der Forst, gegen einen wirklichen Wald. In Reih und Glied, die kalten Stämme wie die Soldaten. Wie Regimenter marschieren sie an dem Wanderer vorbei. Schwermütig rauscht der Wind in den Kornen. Unten aber ist's öde und leblos. Alles kümmerl. Alles, was da ist an Strauch und Kraut, Blume, Moos, Kleintier, Wild und Duft, Farbe, Bewegung, ist nur ein ferner Klang, Ueberbleibsel und Andeutung dessen, was sein könnte und sein sollte.

Daß die Schönheit nicht ganz auszottbar ist, daß die Luft trotzdem würzig geht und noch immer Falter gaukeln, Fliegen summen, Blumen blühen und die weißen Wolken lieblich übers Himmelsblau ziehen und Sonnenstrahlen spielen, das war eben nicht zu verhindern, ist aber eigentlich eine mißliebige „Nebennutzung“, da die Wanderer dieserhalb kommen, die Forstrente nicht nützen, eher schaden.

Und solche Forste stehen um alle großen Städte.

Berlin hat viele Meilen im Umkreis keine anderen, Leipzig, sogar München kennt es nicht anders. Ganz Sachsen hat keinen Wald, sondern nur Forste. Neun Zehntel des ganzen alten freien deutschen Waldes, von dem die Märchen reden, den noch Schwind und Richter zehneten, sind der Forstwissenschaft untertan. Und das muß sein, wenn sechszehnhundert Millionen Menschen in diesem Lande leben wollen. Die toten Forste sind das notwendige Korrelativ der allzu vollreichen Städte. Man sieht es ein, muß es dulden, seufzend des Lebens Strafe gehen als Vielzuvieler durch die Menge der Vielzuvielen und kann nur staunen, wie geschickt unsere Forstwirtschaft ist und wenigstens so viel an Forsten bewahrt hat. Denn Deutschland ist immer noch ein waldgrünes Land und besser daran als viele andere Länder. Es ist eine ganze Philosophie und Politik, die daran hängt. Wie vieles wäre noch schlimmer, wenn wir nicht so viele Forste hätten — aber wie vieles könnte besser sein, wenn noch der alte natürliche deutsche Wald rauschen würde! Im alten Walde herrschten Götter — der Forst aber gehört dem Holzhändler.

Endlich.

Endlich bleibt nicht ewig aus,
Endlich wird der Trost erscheinen,
Endlich grünt der Hoffnungsstrauch,
Endlich hört man auf zu weinen,
Endlich bricht der Tränenkrug,
Endlich spricht der Tod: Genugt!

Endlich wird aus Wasser Wein,
Endlich kommt die rechte Stunde,
Endlich fällt der Kerker ein,
Endlich heilt die tiefe Wunde,
Endlich macht die Sklaverei
Den gefangnen Joseph frei.

Endlich blüht die Aloe,
Endlich trägt der Palmbaum Früchte,
Endlich schwundet Furcht und Weh,
Endlich wird der Schmerz zunichte,
Endlich sieht man Freudental,
Endlich, endlich kommt einmal.

Johann Christoph Olshausen.

Neue Fabeln.

Von Max Kolmsperger (München).

Die Verteidigung.

Ein Taubenhändler besaß ein Taubenpaar, das immer wieder zurückkehrte, so oft und wohin er es auch verkaufte.

„Es sind treue Vögel,“ sprach er dann gerührt, wenn sie über kurz oder lang wiederkamen. Ihn quälte kein Gewissensbiß, daß er solchermaßen aus der unschuldsvollen Treue seiner Vögel diebischen Nutzen zog.

Dem Würger, welchem dieser Handel nicht entgangen war, gelang es eines Tages, dem Händler das Handwerk zu legen, indem er den beiden Tauben Blut und Treue aus den kleinen Körpern sog. Der Würger, vor ein Tribunal zitiert, verteidigte sich mit menschlichem Pathos: „Ich habe eine höchst moralische Tat begangen!“

Zerstörter Nimbus.

Zwei grüblerische und ebenso mißgünstige Mistkäfer unterhielten sich über ihren Bester, den heiligen Pflendrehler (*Ateuchus sacer*) und fragten sich vergebens, warum er von den Menschen mit dem Beinamen „Der heilige“ ausgezeichnet werde. Um ihre Rengier zu stillen und in der neidvollen Absicht, den Nimbus ihres Verwandten zu zerstören, trochen sie zur Kröte, der Meisterin aller Weisheit. Aber selbst diese Grundgelehrte mußte erst das Veriton befragen. Und da konnten es die Mistkäfer frohlockend lesen: Es sei ein ungeßtes Kästel, warum der Pflendrehler von den Menschen mit dem Beinamen „Der heilige“ geschmückt werde, aber zugleich einer der vielen Beweise für menschliche Verschrobtheit, da noch kein Pflendrehler im Geruche der Heiligkeit gelebt, geschweige denn gestorben wäre.

Individualität.

Ein Holzwurm hatte sich in eine alte Geige gehöhlt, die schon lange auf dem Speicher schlummerte. Dort führte er ein beschauliches Dasein und gab allabendlich für sich seinen gleichmäßigen Takt.

Eines Tages entdeckte man, daß die alte Geige ein sehr wertvolles Instrument war. Der erste Künstler des Landes spielte auf ihr. Der herrliche Ton entzückte alle Zuhörer. Sie schwelgten in Ekstase.

Dem Bohrwurm aber war nicht so. Er mochte seinen Takt noch so streng geben, der Künstler kümmerte sich nicht darum. Da wurde der Bohrwurm müde.

„Stümper“, murmelte er und kroch aus seiner liebgewonnenen Behausung.

Der schlagfertige Pfau.

Oft, wenn der Pfau Regen ankündigt, schwingt er sich auf den Misthaufen, ungeachtet seiner Schönheit und seines Stolzes.

„Warum“, riefte ihn der aus seiner jauchigen Tiefe an, „beehrst du mich nur dann, wenn du schlechtes Wetter ansagst? Im übrigen könntest du dir dein Geschrei ersparen! Mein Atem — so übertrieben vermag sich ein Misthaufen auszudrücken! — ist dem Menschen ein viel zuverlässigeres Zeichen als deine abscheuliche Stimme!“

„Das mag schon sein,“ erwiderte ihm der Pfau, „ich warne auch erst dann, wenn du zu sinken beginnst!“

Winterfreude.

Bogumil Gohl, der ostpreussische Schriftsteller, der die *Sorten und langen Winter* gründlich kannte, hat in seinem *Buch der Kindheit* (Auerbach 1847) anziehende Schilderungen davon gegeben, wie er in seiner Jugend den Winter genoss.

Ich habe als Knabe im Winter nichts anderes als Winter empfunden und gedacht, und alles hartnäckig ausgestoßen, was sich nicht mit den Vorstellungen von Schnee und Eis, von Nacht und Graus vertrug.

Ich hatte nur die leichteste Bekleidung auf dem Leibe; ich saß in einem Zimmer, wo der Sturm im Kaminloch als Orgel heulte und der Wind durch Fenster und Türen das Pilske pfliff; aber in diesem fabelhaften Enthusiasmus für den Winter, in diesem meinem Vorkantem für einen Nordpolkaiser, den ich mir erträumte, mit dieser meiner Schneefeste und eingebildeten sibirischen Konstitution froh ich mit poetischer Genugthuung, mit Behagen und nach Herzenslust.

So in lauter Winter verbergt, so eingeschneit von draußen und unter dem Schnee doch so lebenswarm und träumend, so frisch und munter saßen wir Jungen in unserer stillen Stube und studierten unsere Vokabeln und maßen, mit zwischen den Zähnen geklemmter Zungenspitze und auf den linken Arm gelegtem Kopfe, die schwarzen Buchstaben von saßler Tinte auf das weißeste Pöschpapier, daß es eine Herzenslust war, und schauten dabei von uns hinaus, wie der Wind den Schnee über die Felder segte, und spielten solchergestalt mit Sturm und Graus in der lauwarmen Stube Verschieden und brachten dem „ballstierigen“ unmanierlichen Winter in unserer eige-

nen Person unsere Schutzergötzen bei, und zählten ihn gewissermaßen in unserer Stubeneinbildung von draußen wie ein wildes Tier. Und ein andermal hauchten wir auf die bestrorenen Fensterscheiben, bis die in Mattsilber ziselerten Lilien und Arabesken zu Kristallblumen abschmolzen und endlich ein Diamantspiegelschen zum Vorschein kam, durch welches das helle Frostwetter funktete; und wenn dann die blinkende Stelle wieder befror, so drückten wir das warm gehauchte Kirchensteigel darauf, und das blühte und glieffe dann wie ein Diamant oder wie ein neugeprägter Taler. Wir hätten auch einen solchen abgedrückt, aber wir besaßen ihn weder alt noch neu.

Und so wurden die Stunden und die Tage verträumt, und doch waren es körperliche Gedichte und latträchtige Träume von herbem Fleisch und Bein, und hatten Hand und Fuß und griffen lustig ins Leben und zeugten andere Träume, die noch heute wie warme und lichte Paradiese um meinen dunkeln, kalten Alterswinter stehen.

Himtöters Kleine Anfrage.

Von Tobias Pemberlein.

I.

Himtötter ist seit fünfzehn Jahren rechtmäßiger Inhaber der Zelle 213 im Hauptgebäude zu Dalldorf. Er trägt sein Schicksal mit Würde und Geduld; denn er ist ein Philosoph. Kein Wunder, daß er sich des Wohlwollens aller erfreute, die mit ihm zu tun hatten.

Und das mit Recht.

II.

Er ist aber bestimmt verrückt. Vor vierzehn Tagen rief er aus: Wenn er nicht verrückt wäre, hätte er das nicht getan. Sei es nun, wie es sei — Himtötter erfreute sich der sogenannten Freiheit.

Als er auf dem Potsdamer Platz stand, kam ein Mann auf ihn zu und fragte: „Können Sie sich nicht darauf besinnen, daß die Front von hinten erdolcht wurde?“ Himtötter dachte eine Weile nach und sagte dann fröhlich und bestimmt: „Aber natürlich, bitte schön!“ Darauf der andere: „Sie sind unser Mann!“ Er schleifte ihn mit.

Und das mit Recht.

III.

Tags darauf war Himtötter Wanderredner der Putznationalen Volkspartei. Er wurde der Stolz der Firma. In den Versammlungen fand er brausenden Applaus.

Er schrie: „Das Ausland beneidet uns um Budendorff!“ oder: „Im Felde unbeseigt!“ oder: „An unserer Niederlage ist das internationale jüdische Oberkommando schuld!“ oder: „Die Schuld Deutschlands am Kriege ist eine freche Lüge!“ oder: er las Geschichtstabellen.

Trotzdem merkte niemand etwas. Höchstens Himtötter selbst. Er schüttelte in stillen Stunden manchmal den Kopf.

Und das mit Recht.

IV.

Doch das Unheil schreitet schnell. Die Putznationalen sind Bevögel. Haben sie einmal und endlich einen großen Mann, wird er dahingerafft.

Diesmal von dem Wärtter Schulze III. Als Himtötter in einer hundertköpfigen Versammlung einen Satz mit den Worten begann: „Unser heldenhafte Kaiser . . .“ — stand ein Mann auf und meinte wohlwollend: „Himtötter, kennst du mich wieder?“ Es war der Wärtter Schulze III, der ihn seit fünfzehn Jahren betreute.

Die Versammlung protestierte. Aber Schulze III nahm seinen Schützling mit.

Und das mit Recht.

V.

Am folgenden Tage ging beim Reichskanzler folgende Kleine Anfrage ein:

„Es ist eine Gemeinheit. Ob ich verrückt bin oder putznational, ist gehüpft wie gesprungen! Gleiches Recht für alle! Was gedenkt der Reichskanzler zu tun?“

Himtötter Dalldorf.

Schon am nächsten Tage lief die Antwort in Dalldorf ein:

A. G. nr. 2872/22.

Wita. 4. Dez. 28.

Im Auftrage der Regierung die Mitteilung, daß im Hinblick auf den Mangel an behufs zu diesem Zwecke erforderlichem Niesendaumaterial und Geländearial Ihr Vor-schlag nicht ausgeführt werden kann.

J. U.: Holzhaus, Regierungsrat.

Mit diesem Bescheide mußte sich Himtötter zufriedengeben. Es geht ihm übrigens nicht sonderlich nahe. Er ist bereits wieder in die Betrachtung seines Bauchnabels verfunken.

Und das mit Recht.

Wissen und Schauen

Ruinwunder im Urwald. Die Ruinenstätten in Französisch-Indochina gehören zu den großartigsten und schönsten Bauwerken, die die Kunst des Orients geschaffen. Heute, wo man ein neues Verständnis für diese Gestaltungen des fernen Ostens gewonnen hat, sind diese gewaltigen Pagoden zu bedeutenden Sehenswürdigkeiten geworden. Der eindrucksvollste dieser Riesenbauten ist die Pagode von Angkor, die in der Form eines Rechtecks eine Fläche von etwa 7 Quadratkilometern bedeckt. Der Bau erhebt sich in immer kleiner werdenden Stockwerken stufenförmig; das untere Stockwerk öffnet sich in einer 250 Meter langen Pfeilergalerie nach außen, die von reich gegliederten Portalbauten durchbrochen wird. Über den Portalen und an den Enden der einzelnen Stockwerke steigen mächtige Türme auf. Die Architektur ist mit wunderbaren Werken der Bildhauerkunst bedeckt; Riesenmenschen und Riesentiere stehen als Wächter an den Treppenaufgängen und Tempel Eingängen. Bekrönt wird dieses zahllose Volk kleinerer Gestalten von der Riesenfigur eines Gottes, dessen Antlitz auch aus den verschiedensten Köpfen hervortritt und in dem man Buddha oder Brahma erkennen will. Jedenfalls sind die Tempel dieser Pagode von Angkor Wunderwerke der Architektur, denen an harmonischer Klarheit des Aufbaues und phantastischem Prunk des Schmuckes, denen an märchenhafter Pracht nichts auf Erden gleichkommt. Erst seit etwa 15 Jahren sind diese Ruinen zugänglich und wieder entdeckt worden. Als die Franzosen das Land in Besitz nahmen, waren die Bauten geradezu begraben unter einem grünen Sorg tropischer Fruchtbarkeit, in den der Urwald sie gebettet. Die französischen Archäologen mußten mit der Hilfe von Ingenieuren diese Ruinen unter mühevollster Arbeit von den undurchdringlichen Schlingengewächsen befreien, die sie in einem fast tausendjährigen Wachstum überwuchert hatten. Eine moderne Stadt ist entstanden, in der die zahlreichen Touristen Unterkunft finden, die diese Wunderwerke der östlichen Kunst, befreit von der Last des sie einst bedeckenden Waldes, anschauen.

Naturwissenschaft

Die Stechpalme. Einem für unsere Wälder charakteristischen und deshalb auch pflanzengeographisch wertvollen Gewächs droht Gefahr, der Stechpalme (*Ilex aquifolium*). Im Volksmund wird sie Hülse genannt, und zahlreiche Familiennamen, wie Hülsemann, Hülsberg u. a. nehmen auf sie Bezug. Sie ist zwar nicht ursprünglich ein Bestandteil unserer Wälder, sondern aus dem Mittelmeergebiet und den atlantischen Küstenländern zu uns gekommen, wahrscheinlich dadurch, daß Vögel die roten Beeren verzehrt und so verschleppt haben. Aber sie hat sich doch wohl sehr früh bei uns eingenistet und mit ihren stacheligen Blättern, die als Schutteinrichtung gegen Tierfraß aufgefaßt werden und erst gegen die Spitze hin ganzrandig werden, hat sie ehemals vielleicht nicht wenig zur Undurchdringlichkeit der germanischen Urwälder beigetragen. Ja, sie hat vielfach die Abholzung des Waldes überdauert, so daß man an ihrem vereinzelten Vorkommen zuweilen auch heute noch erkennen kann, wie weit sich ehemals der Wald erstreckt hat. Als wirklicher Baum kommt sie bei uns — abgesehen von Gärten und Parkanlagen — aber nur noch selten vor. Sonst sieht man sie nur strauchartig oder als niedriges Gestrüpp, und das rührt zum Teil daher, daß häufig die Spitzen der Zweige abgeschnitten und die Pflanzen so verstümmelt werden. Gerade in neuester Zeit hat der Verkauf von Stechpalmen in bedrohlicher Weise zugenommen. Die Naturfreunde wenden sich mit Recht gegen diese Gewinnsucht auf Kosten der Schönheit unserer Wälder, denn gerade die Stechpalme bietet vor allem im Winter mit ihren glänzenden, immergrünen Blättern und ihren roten Beeren ein reizvolles Bild.

Eine seltene Tierfreundschaft. Ein seltenes Vorkommnis aus dem Tierleben ist nach den „Mitteilungen über die Vogelwelt“ in Hohenfeld beobachtet worden. Dort hatte sich eine Kaze auf dem Heuboden am Dach ein Lager eingerichtet. Einen Meter höher am Dachsparren befand sich ein Starenest mit vier Jungen. Durch irgendeinen Umstand ging das Nest eines Tages entzwei und die vier Jungen fielen herunter und in das Kakenlager. Die Kaze beschmüßte die Vögel und besetzte sie und die kleinen Stare kuschelten sich behaglich in das warme Kakenfell. Wenn nun die Starenmutter kam, um ihre Jungen zu füttern, kletterten die Kleinen oben auf die liegende Kaze und empfingen ihr Futter. Auch die Starenmutter wurde von der Kaze nicht im geringsten behelligt. Es wäre für die Wissenschaft von großem Belang, eventuelle ähnliche Beobachtungen zu erfahren.

Gesundheitspflege

Wirkt Tabakrauch desinfizierend? Während die Raucher felsenfest überzeugt sind, daß der Tabak die Mundhöhle von Mikroben reinigt, leugnen dies die Gegner des Tabakrauchens unbedingt. Zur Klärung der Streitfrage hat ein französischer Arzt neue eingehende Versuche angestellt. Er hat die verschiedensten Mikroben dem Rauch von Zigarren ausgesetzt und dabei beobachtet, daß die Krankheitserreger in einem Zeitraum, der je nach ihrer Art zwischen 5 und 30 Sekunden schwankt, zugrunde gehen. Gleichzeitig konnte er feststellen, daß die Wirkung des Tabaks im Munde des Rauchers

weniger durchgreifend ist als in der Retorte des Laboratoriums. Im Munde bedarf es einer bedeutenden Menge Tabak, um die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen; auch ist der Rauch hier nur für weniger widerstandsfähige Mikroben tödlich. Die Qualität des Tabaks scheint dabei aber keine Rolle zu spielen. Wenigstens ließen sich bei den verschiedenen Tabaksorten keine abweichenden Wirkungen erkennen. Auch diese Versuche zeigen, daß der Tabak zweifellos eine schädigende Wirkung auf die Bakterien ausübt. Doch soll man die Bedeutung dieser Beobachtung nicht überschätzen. Interessant ist insbesondere noch die Feststellung, daß der Rauch seine desinfizierende Eigenschaft auch dann behält, wenn man ihn durch komprimierte Baumwolle, die das Nikotin und andere Substanzen aufnimmt und zurückhält, filtriert.

Technik

Aus Bernstein aus Kopalharz. Begünstigt von der Mode, nimmt die Bernsteinschmuckindustrie einen neuen Aufschwung. Damit steigt der Bedarf an Rohstoff. Schon seit dreißig und mehr Jahren versteht man es, aus den kleinen Bernsteinstücken, die am Strande gefunden werden, sowie den Abfällen, die bei der Bearbeitung übrig bleiben, durch Pressen ganz brauchbare Stücke zu gewinnen, die sich zu Schmuckgegenständen verarbeiten lassen wie echter Bernstein. Man kann sogar darüber streiten, ob man diesem Pressbernstein die Bezeichnung „echt“ aberkennen darf. Dem Stoff nach ist er gewiß echt, der Form nach allerdings hat er Nachhilfe erfahren. Neuerdings gewinnt man künstlichen Bernstein auch aus Kopalharzen. Das sind Harze, die meist aus Australien kommen. Sie sind aus einer jüngeren Periode als unser Bernstein und enthalten noch etwas mehr Öl. Deshalb werden sie auch bei 120 Grad Celsius weich, während der Bernstein härter und hitzebeständiger ist. Man kann aber aus den Kopalen auch bernsteinähnliche Massen erzielen, wenn man sie in geschlossenen Gefäßen mit Wasser, dem Bernsteinsäure zugesetzt ist, einem starken Druck aussetzt und gleichzeitig erhitzt. Der Druck wird bis zu 20 Atmosphären gesteigert. Durch dieses Verfahren wird das Harz erheblich dichter gemacht, ein Teil der Öle, die noch darin enthalten sind, wird durch die Hitze ausgetrieben, die Bernsteinsäure geht Verbindungen ein mit alkalischen Beimengungen. Nachher läßt man alles Wasser verdunsten, und das erhaltene Produkt ist dem Bernstein so ähnlich, daß der Laie es jedenfalls von echtem Bernstein nicht unterscheiden kann. Es hat dieselbe Härte und läßt sich auch genau so bearbeiten.

Büchertisch

Johann Christian Günther: „Die deutsche Laute“, Auswahl und Einleitung von Hermann Wendel. Erich Reiß, Berlin. Dies ist eine schön gelungene Wiederbelebung einer Dichterpersönlichkeit, die vielen nur durch jenes Goethe'sche Wort, daß sie sich nicht zu zähmen wüßte und ihr deshalb Leben wie Dichten zerronnen sei, bekannt ist. Hermann Wendel schreibt zu der Auswahl eine knappe, temperamentvolle Einleitung, aus der Zeit, Milieu und Eigenart dieses frühverstorbenen Genies scharf herauspringen. Wendel faßt Günther mit Recht als Revolutionär auf: den ersten Kämpfer für den dritten Stand am Anfang des 18. Jahrhunderts. Als Günther 1723 achtundzwanzigjährig starb, war vom Morgenrot der neuen Zeit in Deutschland noch nichts zu spüren. Dieser junge Wilde aber, der die Fesseln der barocken Konvention ebenso zu sprengen suchte, wie er die Devotion und das unermessliche Ersterben vor Fürsten-, Erbgrafen- und Baronsthronen verurteilt, ist wie ein erstes Wetterleuchten, ganz in der Ferne; Gewitter, das noch nicht aufkommt; Blitz, der noch nicht einschlägt. Die Tragik des Vorläufertums schwingt um ihn. Sein Sturm und Drang ist nicht wie der eines Goethe: das geistige und seelische Drängen, das unabhängig ist von allem Materiellem; Günthers Sturm und Drang war ganz materiell: einer, der nichts zu fressen und saufen hatte, einer, der nicht die soziale Stufenleiter auf den Knien hinaufklettern konnte, einer, der mit seinem Vater verfallen war, einer, der sich von Weibern das Mark zerstreuen ließ, einer, der mit Gott haderte: das war Günther. Man muß schon ein kapitaler Banause sein, den Zwang dieses Soseinmüssens in Frage zu stellen, wenn man die Auswahl liest. Wendel hat Gott sei Dank nicht für alle Jungfern ausgewählt, sondern nach dem einzig wahren Gesichtspunkt: was ist noch lebendig, was geht uns noch an, was ist noch heute Sprach- und Wortkunde. So findet man hier auch erfreulicherweise die Umsichtung des „Hochzeitscherzes“ von Johannes Secundus, über den Herr Professor Brunner den ganzen Gurlitt-Prozess vergessen kann. „Mit mir selbst und meinem Gotte“, „Lauf, Lebensort und Laster der Welt“, „Die Liebe“, „Weil es Lebens gilt“, „Verworfenes Menschenkind“: in diese künstlerisch und nicht philologisch gefühlten Abteilungen sind die Gedichte geordnet. Auch mit der Methode, Breiten fortzulassen, aus einzelnen größeren Poemen nur ein paar wesentliche Strophen herauszureißen, kann man sich einverstanden erklären. Das Bild, das sich ergibt, ist rund und scharf. So mögen es sich viele anschauen und erschüttern lassen von der Tragik dieses leidensvollen Menschenkindes, das am Beginn der neuen deutschen Dichtkunst steht. D. C. H.

Die Natur ist unser aller gemeinsame Heimat, in der ein Fremdling zu sein jedermann Schande und Schaden bringt.